



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Tagesfragen

Eine Universalhochschule in Dresden?

Die Univeritätsprojekte Frankfurts und Hamburgs haben auch in Sachsens Hauptstadt den Gedanken einer Univeritätsneugründung genährt, und man scheint in Dresdener leitenden Kreisen mit allen Mitteln auf das gesteckte Ziel hinarbeiten; ja, die Frage ist in Dresdener Ratskreisen offenbar schon soweit geklärt, daß man sich auch über Einzelheiten der Organisation durchaus klar geworden ist.

Seit die Frage einer Dresdener Univerität einmal aufgeworfen und in den Zeitungen behandelt wurde, ist man diesem Projekt auch in größeren Abhandlungen bereits nähergetreten, von denen wir die wenig durchdachte Schrift „National - Hygiene - Museum und Univerität in Dresden?“ (Dresden bei Holze und Pahl) getrost übergehen können, während die Abhandlung „Zur Frage der Errichtung einer Univerität in Dresden, von Philacademicus“ (Dresden bei Burdach) wegen ihrer wohlwogener Darlegungen, deren Motive wir wohl zum Teil der Initiative des rührigen Dresdener Oberbürgermeisters Dr. Weutler auf Rechnung setzen dürfen, ein näheres Eingehen verdient.

Die Frage einer Dresdener Univeritätsgründung wurde zum erstenmale dadurch aufgeworfen, daß die sächsische Regierung be-

absichtigte, das Veterinärinstitut von Dresden nach Leipzig unter Angliederung an die dortige medizinische Fakultät zu verlegen. Bei einem so weitgreifenden Problem wie dem, zur Erhaltung des Veterinärinstituts in Dresden eine eigene Univerität zu gründen, mußte zunächst der Beweis erbracht werden, daß zunächst einmal überhaupt ein Bedürfnis nach einer neuen Univerität vorhanden sei. Und zum andern bedarf es des Beweises, daß gerade Dresden der geeignete Ort für eine solche Neugründung sei.

Wenn wir uns die Überfüllung ansehen, die in allen akademischen Berufsgruppen (abgesehen von dem der Theologen) heute herrscht, scheint mir die Gefahr der Heranzüchtung eines akademischen Proletariats doch so groß, daß auch statistische Berechnungen diese Besorgnisse nicht zu zerstreuen vermögen. Gänzlich schief muß eine solche statistische Berechnung werden, wenn die Frequenz unserer deutschen Univeritäten mit der ausländischer verglichen wird, die zum großen Teil auf einem gänzlich anderen Niveau aufgebaut sind. Wenn das Bedürfnis nach weiteren deutschen Univeritäten in dem behaupteten Sinne wirklich vorhanden ist, so dürften wohl die Frankfurter und Hamburger Projekte für lange Zeit ausreichen.

Die Ratsverwaltung Dresdens hat eingesehen, daß sie nach Analogie Frankfurts nicht vorgehen kann, daß sie der staatlichen

Beihilfe bedarf. Auch liegt die Gefahr einer Abwanderung Leipziger Studenten nach Dresden nahe. Zwei Faktoren, die nicht ohne weiteres zu übergehen sind. Zunächst hat sich der sächsische Staat offenbar noch keineswegs allzu wohlwollend zu dem Problem gestellt. Aufgabe der Stadt war es daher, die Bedenken zu zerstreuen und der Regierung ein Projekt zu unterbreiten, das unter Vermeidung allzu hoher Kosten sich auf der bereits bestehenden Hochschuleinrichtung aufbaute.

Zwei Organisationen werden als möglich hingestellt. Bei beiden sind die in Dresden vorhandenen Hochschulen und Institute (die Technische und die Tierärztliche Hochschulen mit ihren Instituten und Lehrkräften, die „Gehe-Stiftung“, das geplante Hygienemuseum und womöglich auch die königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft) den Zwecken der Universität dienlich zu machen. Der eine gangbare Weg nun ist der, daß neben der Technischen Hochschule die Universität Dresden (unter Angliederung der Tierärztlichen Hochschule an die medizinische Fakultät) als selbständige Hochschule errichtet würde. Diese Selbständigkeit wäre aber eigentlich als eine nur äußerliche zu denken. Im Innern solle eine enge Beziehung zwischen beiden Anstalten statutär festgelegt werden. Die Studenten beider Hochschulen sollten zum Hören der Vorlesungen auch der Schwesteranstalt berechtigt sein, und die Zusammensetzung des Lehrkörpers solle sich soweit ergänzen, daß daselbe Fach nicht an beiden Anstalten übereinstimmend vertreten sei. Die Verschiedenheit der Senats- und Prüfungskommissionseinrichtungen lassen diesem Wege jedoch starke Bedenken entgegentreten.

Wesentlich weiter geht der Lieblingsplan des Dresdener Oberbürgermeisters, der Plan einer Gesamtuniversität (*universitas litterarum et artium*). Schon ein Blick auf dies Projekt zeigt uns deutlich das amerikanische Vorbild, nach dem in Dresden eine Reform der deutschen Universität geplant wird. Auf die ersten Bedenken, die sich hiergegen erheben, komme ich später zurück.

Freilich, manche Schwierigkeiten werden gehoben, denen wir auf dem eben erörterten Wege begegnen: es bedarf keiner fingierten

Hörerrechte und keiner Anrechnung der an der Schwesteranstalt gehörten Vorlesungen. Auch die Berücksichtigung der Interessen dieser Schwesteranstalt braucht nicht statutär festgelegt, die Teilnahme von Professoren der einen Anstalt an Prüfungen der anderen nicht vorbehalten zu werden. Die Gesamtuniversität ist eben eine einheitliche Anstalt.

Die Lebensfähigkeit einer solchen in Deutschland bisher unbekanntem Gesamtuniversität würde dadurch bedingt sein, daß die bisher bei uns bestehenden Sonderhochschulen die an ihr bestandenen Prüfungen und die von ihr verliehenen Grade anerkennen.

Unter oft nicht unwesentlicher Abänderung der bei den meisten deutschen Universitäten bestehenden Fakultätseinrichtungen ist die Gesamtuniversität folgendermaßen geplant:

Die Universität besteht aus fünf Fakultäten: 1. der rechts- und staatswissenschaftlichen, 2. der medizinischen mit der veterinärmedizinischen Sektion, 3. der philosophischen, 4. der naturwissenschaftlichen und 5. der technischen Fakultät, die sich wiederum gliedert in die Hochbau-, die Ingenieur-, die mechanische und die chemische Abteilung. Auf die Einzelheiten der Zusammenfügung hier einzugehen, würde zu weit führen. Die Leitung liegt nach Universitätsbrauch in den Händen eines Rectors Magnificus, dem ein aus Abgeordneten der Fakultäten zusammengesetzter Senat zur Seite steht. Die Leitung der einzelnen Fakultäten steht bei den gewählten Dekanen (der Dekan der technischen Fakultät hat noch einen aus Delegierten der einzelnen Abteilungen gebildeten Fakultätsrat zur Seite). Auch die Rechte der Extraordinarien, die ein selbständiges Fach vertreten, sollen an dieser Universität die ihnen zukommende Erweiterung erfahren, die Prüfungsgeld- und die Kollegehonorarfragen, die solange schon brennend sind, sollen einer verständigen Reform unterzogen werden.

Auch die für eine Universität notwendigen Institute würden sich an bereits bestehende Einrichtungen anschließen können; das gilt vor allem für die Universitätsbibliothek, für die in der Bibliothek der Gehe-Stiftung ein sehr wertvoller Grundstock vorhanden ist, der natürlich nach den verschiedensten Richtungen völlig ausgebaut werden müßte, und für die medi-

zinischen Kliniken, für welche die Stadt ein den Erfordernissen genügendes Krankenhaus zur Verfügung stellen will.

Die Kosten, die durch Errichtung der neuen Universität durch Bereitstellung, Einrichtung und Ausstattung der Baulichkeiten für Hörsäle, Institute und sonstige Räume entstehen, sollen durch Stiftungen von Seiten der Stadt und von Privatpersonen gedeckt werden. Dem sächsischen Staat würde also die Bestreitung der Unterhaltungskosten einschließlich der Gehälter der Professoren und der Beamten zufallen.

Es ist heute schwer zu sagen, in welchen Grenzen sich diese Kosten bewegen werden. Darin aber scheint mir die zu zweit erwähnte Broschüre sich einer argen Täuschung hinzugeben, daß sie annimmt, die Dresdener Universität würde eine mittlere Universität bleiben, deren Kosten sich nicht annähernd mit denen Leipzigs messen könnten. Gerade die geplante Anlage würde Studenten der verschiedensten Studienfächer in Dresden zusammenführen und gerade die Lage Dresdens würde manchen Studenten einer unserer alten Universitäten locken, so daß mit einem hohen jährlichen Aufwande zu rechnen wäre. Diese Finanzfrage wird eine erhebliche Schwierigkeit für das Problem bilden; daß die prinzipiellen Bedenken, die der ganzen Anlage einer solchen Gesamtuniversität entgegenstehen, dies Projekt bei der sächsischen Regierung zu Fall bringen werden, ist nach derer Stellungnahme in Sachen der Deutschen Bücherei in Leipzig leider kaum anzunehmen. Diese prinzipiellen Bedenken aber liegen in den so gänzlich andersgearteten Zielen und Arbeitsmethoden der beiden Anstalten, die zu einer einzigen Gesamtuniversität hier zusammengekoppelt werden sollen. In Amerika, wo man Universitäten in unserem Sinne nicht kennt, ist dies um so eher möglich, als die Naturwissenschaften dort im Lehrplane durchaus vorherrschend sind (das Wort science in seiner dort spezialisierten Bedeutung ist ja ein so treffender Beleg dafür). Den deutschen Universitäten aber könnte eine solche Amerikanisierung keinen Segen bringen.

Dr. W. Pieth in Charlottenburg

Kulturgeschichte

Das Zusammentragen von Rohmaterial galt bis vor kurzem und gilt zum Teil jetzt noch bei vielen auf dem Gebiete der geschichtlichen Forschung tätigen Arbeitern als Hauptaufgabe. Hierbei wurde oft zu weit gegangen; man konnte auf manchen Punkten des Gebietes geradezu von einer Publikationswut reden. Während aus der Zeit des hohen Mittelalters bei der relativen Geringsfügigkeit der Überlieferung fast jede Urkunde für würdig der Publikation gelten muß, ist dies bei den Massen, die seit dem 16. Jahrhundert erhalten sind, natürlich nicht mehr der Fall. Hier gilt es, das wirklich bedeutungsvolle auszufiltern, und ein Dilettant, der an Archivalien des 16., 17. und 18. Jahrhunderts gerät und daraus urteilslos publiziert, kann geradezu irreführend wirken; im besten Falle ist seine Veröffentlichung wertlos. Dem wurde entgegengehalten, daß eine Aufzeichnung, der man beim besten Willen keine allgemein-historische Bedeutung beimessen kann, doch jedenfalls kulturhistorisch wertvoll sei. Unter diesen Gesichtspunkt, dem ein klarer Begriff von Kulturgeschichte meist nicht entsprach, glaubte man schließlich alles rücken zu können. Aber man erkennt jetzt deutlicher als je, daß derartige Publikationen im allgemeinen nur antiquarischen, nicht aber historisch-wissenschaftlichen Wert in sich tragen. Erst von einer schärferen Fassung des Begriffes Kulturgeschichte aus konnte man zu der nötigen Selbstbeschränkung kommen. In diesem Zusammenhang ist die Präzisierung bedeutsam, die der verdiente Herausgeber des „Archivs für Kulturgeschichte“, Georg Steinhilber, am Beginn einer neuen Reihe seiner Zeitschrift (1910) der Aufgabe seiner Wissenschaft angedeihen läßt; hiernach hat sie „aus dem Ganzen für die geschichtliche Erkenntnis einer bestimmten Zeit vorhandenen Material das für deren Gesamtkultur und Gesamtgeist Bezeichnende festzustellen, unter Berücksichtigung der Haltung des Durchschnittsmenschen“. Aus dieser sehr einleuchtenden Zielsetzung ergibt sich, welcher Platz innerhalb dieses weiteren Rahmens der lokalen Kulturgeschichte, soweit sie auf Beachtung Anspruch machen kann, zufällt; sie wird die typischen

unter den lokalen Einzelercheinungen auszufordern und dadurch das gesamte Zeitbild zu bereichern haben, oder sie wird die vom Typischen stark abweichenden Verhältnisse einer Gegend in ihrer Begründung hervorheben. Hiernach sind alle lokalen Publikationen zu orientieren, sie sind teils als typisch, teils — wenn ich diesen Ausdruck prägen darf — als antitypisch aufzuweisen; dies kann nur durch Vergleich mit anderen Erscheinungen geschehen, und hiernach kommt den lokalen historischen Tatsachen keine autonome wissenschaftliche Bedeutung zu, sondern nur in Beziehung auf andere Tatsachen. Dies wurde vielfach nicht berücksichtigt.

In besonderem Maße hat unter unkritischer Publikationsmethode ein Zweig der Kulturgeschichte gelitten, nämlich die Erziehungs- und Schulgeschichte; fast nirgends hat man so oft über dem Einzelnen das Ganze aus dem Auge verloren oder den Vergleich mit entsprechenden Erscheinungen unterlassen, fast nirgends sich so oft mit dem Abdruck der alten Quelle genügen lassen wie dort. „Da wird nicht nur die Entwicklung des Schulwesens in einer Landschaft oder einer Stadt behandelt, nein da erforschte man mit heißen Bemühen die Geschichte einer einzelnen Stadt- oder Dorfschule oder gar nur eines bestimmten Unterrichtsgegenstandes in einer einzelnen Anstalt,“ ohne dabei die Beziehungen zu ähnlichen oder verschiedenen Verhältnissen in dieser tausendfach gegliederten Entwicklung im Auge zu behalten. Der Dilettantismus, der das Recht zur Publikation im rein persönlichen Interesse für den Einzelgegenstand statt in der wissenschaftlichen Einordnung des einzelnen in ein Ganzes sucht, mußte hier besonders heftig bekämpft werden. Diesen Kampf hat mit rühmenswürdiger Entschiedenheit der hierzu berufene Verein, die **Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte**, aufgenommen. Nachdem schon seit längerer Zeit prinzipielle Bedenken laut geworden waren, die sich zum Teil selbst gegen die Methode der eigenen Vereinspublikationen richteten, hat die Gesellschaft 1910 das Programm für die *Monumenta Germaniae Paedagogica* dahin abgeändert, daß künftig die Quellen gegen die Bearbeitungen, die Stoffe von lokaler gegen

die von allgemeiner Bedeutung zurücktreten.*) Und die seit 1911 als „Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts“ erscheinende periodische Veröffentlichung (Berlin, Weidmann) trat in ihrer ersten Nummer bereits mit einer programmatischen Erklärung hervor, wonach der territoriale Gesichtspunkt dem zentralisierenden weichen, die großen bildungsgeschichtlichen Zusammenhänge nicht außer acht gesetzt werden sollen. Man wird sagen können, daß sich der recht vielseitige Inhalt der ersten beiden Jahrgänge in der Hauptsache diesem Programm anschließt. Unter den Abhandlungen heben wir solche über Montaigne und über Tied hervor; von besonderer kulturgeschichtlicher Bedeutung ist der Aufsatz von Seitz über den geographischen Unterricht in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sowie die Veröffentlichung von Warnke über einen wertvollen Fund mittelalterlicher Schuleräte in Lübeck. Neben der Zeitschrift erhalten die Mitglieder der Gesellschaft (Beitrag 5 M.) auch Beihefte; unter diesen ist der jährlich erscheinende historisch-pädagogische Literaturbericht für jeden Forscher auf dem Gebiete der Entwicklung geistiger Kultur längst ein unentbehrliches Hilfs- und Nachschlagebuch geworden. Man darf also den vielfach kulturhistorisch wichtigen Veröffentlichungen der genannten Gesellschaft seit der

*) Die im Jahre 1910 erschienenen beiden Bände der *Monumenta Germaniae Paedagogica* (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin) sind in Heft 14 des Jahrgangs 1911 angezeigt worden. Sie behandelten die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium (1787—1806) und das Abiturientenexamen (Band XLVI) und die humanistischen Schulen im Gebiet der bayerischen Pfalz (Band XLVII). Beide Werke waren damals noch nicht abgeschlossen. Erst in den Jahren 1911 und 1912 ist mit zwei weiteren Bänden (Band XLVIII und Band L) der ersteren und mit dem zweiten Bande (XLIX) des letzteren Werkes ein Abschluß erreicht worden. Im kürzlich ausgegebenen Band LI behandelt Seminardirektor D. Uttendorfer das Erziehungswesen Zingendorfs und der Brüdergemeinde in seinen Anfängen.

schärferen Fassung ihres Publikationsprogramms mit besonderem Interesse entgegensehen.

Prof. Dr. W. M. Becker in Darmstadt

Theologie

Schleiermacher, Reden über die Religion, herausgegeben von Dr. D. Braun (Felix Meiner in Leipzig). **Schleiermacher, Predigten über den christlichen Hausstand**, herausgegeben von Prof. D. Joh. Bauer (F. Meiner).

Die beiden Schleiermacher = Bände sind Einzelausgaben aus einer größeren, von Dr. D. Braun herausgegebenen Auswahl der Werke Schleiermachers aus dem Verlage von Felix Meiner in Leipzig. Sie sollen offenbar dem sehr berechtigten Zweck dienen, die dem Verständnis des gebildeten Menschen unserer Tage am meisten entgegenkommenden Schriften Schleiermachers einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Aus dieser Absicht heraus hat auch der Herausgeber der Predigten, Prof. D. Joh. Bauer, jede Predigt eingehend eingeleitet und im Interesse einer besseren Übersichtlichkeit durch fortlaufende Anmerkungen unter dem Text disponiert und dadurch dem weniger geübten Leser wertvolle Stützen an die Hand gegeben. Der Herausgeber der Reden dagegen bietet nur den Text der ersten Ausgabe von 1799.

Es ist überaus reizvoll, diese beiden Schriften des großen Theologen einmal hintereinander durchzulesen. Der Leser hat dabei etwa das Gefühl, als ob er aus einem Walde hochstämmiger, rauschender Buchen in eine ernste, einfach gehaltene Kirche träte. In den Reden überall — abgesehen von dem vielfach gekünstelten Stil — naturkräftiges und urwüchsiges Leben, starke Gefühle, energische Behauptungen; in den Predigten durchgehend maßvolles Wesen und weise Zurückhaltung in Angriff und Abwehr. In den Reden lodert ungestüm das Feuer der jugendlichen Begeisterung, in den Predigten glüht gleichmäßig die stille Flamme des gereiften Alters. Die beiden Schriften verhalten sich ähnlich zueinander wie Goethes Götz und Tasso oder Schillers Räuber und Wallenstein. Also wahrlich, die Unterschiede sind groß! Und doch, trotz aller Verschiedenheit, ist der Kern in beiden derselbe, und was sich

geändert hat, ist mehr oder weniger Hülle und Schale: Schleiermachers eigenartige Religiosität ist in beiden Schriften in gleicher Weise vorhanden und kommt in beiden gleich deutlich zum Ausdruck.

In den Reden definiert Schleiermacher das Wesen der Religion einmal so: „Alles Einzelne als einen Teil des Ganzen, alles Beschränkte als eine Darstellung des Unendlichen hinzunehmen, das ist Religion!“ Und das Wesen der religiösen Wirksamkeit kennzeichnet er an einer anderen Stelle so: „Das Rohe, das Barbarische, das Unförmliche soll verschlungen und in organische Bildung umgestaltet werden. Nichts soll tote Masse sein, . . . alles soll eigenes, zusammengesetztes, vielfach verschlungenes und erhöhtes Leben sein.“ Sachlich übereinstimmend, nur in der Terminologie abweichend, betont er in den Predigten mehrfach, daß die religiöse Betrachtung erst da beginnt, wo alles irdische sub specie aeternitatis, als göttliche Schöpfung, als großer Zusammenhang des göttlichen Tuns angesehen werde, und religiöses Wirken erst da vorhanden ist, wo alles Handeln auf Vergeistigung, Heiligung und Erfüllung des göttlichen Willens abzwende. Ja, in einzelnen Fällen sind auch die Ausdrücke des Predigers noch dieselben wie die des um 20 Jahre jüngeren Redners, wenn er z. B. von „der heiligen Bewegung“ spricht, „die unser Herz in diesen Zeiten erfahren hat“, oder wenn er das irdische Leben „Gottes heiligen Leib“ nennt, „der von seiner Lebenskraft durchdrungen sein soll“. Wie sollte sich auch ein Mensch so ändern können, daß ein Zeitraum von zwanzig Jahren genüge, um seine grundlegenden Anschauungen über Religion aus weiß in schwarz zu verkehren? Im Grunde ändert ein Mensch seine religiöse Überzeugung überhaupt nicht; denn alle wirkliche Religiosität eines Menschen wächst aus seinem gesamten Welt- und Lebensgefühl heraus, dies aber wird mit ihm geboren und bleibt unwandelbar dasselbe. Gewiß nimmt der Mensch an Fertigkeiten und Kenntnissen zu, erweitert seinen Horizont und baut sich sein System immer mehr und mehr aus, aber der Grundriß, der dem Hause die eigentümliche Gestalt gibt, ist auf rätselhafte Weise von vornherein da und wird nicht in saurer

Arbeit erworben. Das beste, was einer zu sagen hat, das weiß er bereits, sobald er überhaupt zum eigenen geistigen Leben erwacht. Man bedenke, daß Goethe den ersten Teil des Faust in den wichtigsten Szenen im Jahre 1775 bereits mit nach Weimar brachte, daß Schiller in der Mitte der zwanziger Jahre stand, als er das am meisten Schillerische seiner Werke, den Karlos, schrieb, und daß Schopenhauer als Dreißigjähriger sein Hauptwerk abgeschlossen hat! So ist es auch bei Schleiermacher.

Aber die Reden im einzelnen Lobendes zu sagen, hieße Eulen nach Athen tragen. Aber auch die Predigten stehen auf bedeutender Höhe. Allerdings erinnert das Beweisverfahren des Predigers oft an die euklidische Methode der Mathematiker und bleibt deshalb manchmal ohne Überzeugungskraft; aber diesem einen Nachteil stehen große Vorzüge gegenüber. Schleiermachers Feder ist wie ein Zaubergriffel; es blizt und sprüht überall, wo er entlangfährt, und was er berührt, wird zu Gold. Es ist bewundernswürdig, was er aus einem unscheinbaren Text herauszuholen versteht! Das ist ja natürlich vielfach nicht eigentlich ein Herausholen, sondern ein Hineinlegen, wie z. B. bei seiner Deutung

von Hebräer 2, 18: „Gastfrei zu sein, ver-gesset nicht; denn durch dasselbe haben eifliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt,“ aber doch sollte die Predigt unserer Tage darin von ihm lernen und sich nicht so gelehrtenhaft-ängstlich an den historischen Sinn des Textes halten, sondern ihn, wo es irgend geht, ver-geistigen. Ferner spricht aus Schleiermachers Predigten ein wahrhaft christliches soziales Gefühl. Er hat für die Not seiner dienenden Brüder ein warmes Herz und scheut sich auch nicht, das Kind beim rechten Namen zu nennen, wenn er z. B. die Tatsache, daß sich in einem und demselben Haushalt Herrschende und Dienende gegenüberstehen, als ein „notwendiges Übel“ bezeichnet. Ich kann dem Herausgeber auch nicht zustimmen, wenn er meint, Schleiermachers Mahnungen hätten nur noch historischen Wert. Seine Ausführungen über die christliche Kinderzucht z. B. passen unverändert in ein pädagogisches Werk unserer Tage hinein, natürlich erweitert und nach allen Seiten hin begründet. Kurz, niemand wird diese Predigten ohne Gewinn aus der Hand legen, zumal jedes dogmatische Gezänk unterbleibt, und ihre Herausgabe ist ein durchaus verdienstliches Werk.

Dr. Havenstein in Lübben



Berichtigungen. Durch ein Versehen sind die einleitenden Worte zu dem Artikel „Fleischversorgung“ in Heft 26 nicht als von der Schriftleitung stammend gekennzeichnet worden.

In Heft 25 Seite 551 wird der Vertrag von Utrecht in der Fußnote erwähnt. Statt Utrecht muß es Utrecht heißen.
Die Schriftleitung

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Besantworlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8630, des Verlags: Amt Bügow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.